Hinter diese, hier von Holloway zitierte anarchistische Banalität fallen die Marxist_innen mit obriger Kritik zurück.

Der Kapitalismus ist allgegenwärtig: Als Prozess der Negierung kreativer Macht. Und das als Prozess zu erkennen ist von fundamentaler Relevanz. Denn orthodox-marxistische Analysen mit ihrem statischen Verständnis von Kapitalismus - als etwas das solange als Ganzes einfach ist, bis es als Ganzes nicht mehr ist bzw. übernommen ist, anstatt etwas, das in seiner ständigen Reproduktion und Reorganisierung immer gleichzeitig ist, und nicht ist - können nicht anders als die Macht übernehmen zu wollen, anstatt sie zu zersetzen. Die Parole: „ums Ganze“ drückt das gut aus. Das Ganze als Ganzes ist vordefiniert und die Frage ist bloß: Wer schmeißt den Laden? Wie libertär ihre Utopien auch sein mögen, wer meint Selbstorganisation sei abhängig davon, dass erst das „richtige System“ dafür geschaffen wird, der_die setzt eben doch die Systeme über die Menschen, sieht die einzelnen Menschen als Zubehör eines solchen und glaubt nicht an ihre Emanzipationskräfte aus sich heraus.

„Aufhören den Kapitalismus zu schaffen“

Wenn wir den Kapitalismus als etwas begreifen, das deswegen existiert, weil wir ihn jeden Tag von neuem erschaffen, dann verliert er seine Allmächtigkeit, und wir erkennen unsere Macht einfach einen Schlussstrich zu ziehen und selber unsere kreative Macht nicht mehr instrumentalisieren zu lassen für Herrschaft. Zwar strahlt der Kapitalismus tatsächlich aus bis in alle Bereiche des Lebens, alles tendiert in Richtung Verwertbarkeit und übt Druck aus, selber in den Kategorien der Kapitalverwertung zu denken, auch wenn es nur mensch selber ist der_die sich verwerten lässt. Dieses Tendieren und der Druck bedeuten aber noch lange nicht, dass mensch sich ihnen nicht entgegenstellen könnte. Denn beides sind Bewegungen und keine Zustände. Wenn vega schreibt: „Es gibt nichts was außerhalb des Kapitalismus steht“, macht er also genau den unter Marxist_innen gängigen Fehler, aus einer sich zwangsläufig ständig erneuernden Bewegung, einen festen Zustand zu formen. Aus einem flüssigen Aggregatzustand einen Festen zu machen. „Der Angriff auf die Dauerhaftigkeit ist für den Angriff auf die kapitalistische Arbeitsorganisation von zentraler Bedeutung“ schreibt Holloway, und „sobald die Subjektivität wieder in den Mittelpunkt der Gesellschaft gerückt wird, ist die Dauerhaftigkeit gebrochen. Es kann

nicht länger davon ausgegangen werden, dass morgen genauso wie heute sein wird, weil wir es anders machen können“ .

Der Kapitalismus ist nicht deswegen so stabil, dass selbst seine Kritiker_innen ihn als Allmächtig oder als Naturgesetz wahrnehmen, weil er Stabilität in seiner festen Form besitzen würde, sondern, weil die Herrschaft über und durch die Köpfe so stabil ist, dass kapitalistische Kategorien eben als einzig mögliche Rahmen erscheinen, in denen das Leben denkbar ist und sie eben zu scheinbaren Naturverhältnissen mutieren. Eben das wird aber von jenen Marxist_innen unterstützt, die sich rein auf die Kapitalismus-Analyse beschränken und zu dem Ergebnis kommen: Es gibt nichts außerhalb des Kapitalismus. „Wenn es außerhalb nichts gibt, dann richte ich es mir in ihm ein, und bin mit meiner Analyse und Kritik dennoch auf der richtigen Seite“ mag sich dann mensch eine_r denken, und das ist wohl auch die gängige Praxis in der linken Szene.

Wenn ich, um bei einem Beispiel von vega zu bleiben, mir meine Klamotten aus dem Umsonstladen hole anstatt von C&A, dann ist das sicherlich nichts was komplett außerhalb jeder kapitalistischen Sphäre geschieht. Klar, die Sachen wurden dennoch kapitalistisch produziert, genauso wie das beim Containern der Fall ist. Das bringt vega zu folgenden Schlussfolgerung: „Containern ist eine begrenzte, kapitalismusimmanente Nische. Das ist als eine Kritik an dem Verständnis von Containern als vermeintlich politischer Praxis zu lesen, nicht am Containern an sich. Natürlich macht es Sinn diese Nische zu nutzen. Einerseits, um die individuellen Konsummöglichkeiten auf einer anderen Grundlage zu organisieren, indem sie Bäckereien, Werkstätten oder Gärten für die Gemeinde erschaffen, freie Radios aufbauen und so weiter. Alle diese Projekte und Revolten sind begrenzt, unzureichend und widersprüchlich (wie sie es in einem kapitalistischen Kontext auch sein müssen), aber es ist schwer erkennbar, wie wir ein emanzipatorisches Tun anders erschaffen können als in Form dieser Zwischenräume, durch einen Prozess des Ineinanderverwebens verschiedener Formen des Kampfes des Tuns gegen die Arbeit, des Verknüpfens der verschiedenen Tuns in-und-gegen-und-jenseits des Kapitals.“ (Holloway)

Vega schreibt: „Wer Alternativen aufbauen will, braucht dafür Produktionsmittel. Und wer Alternativen zu einer hochgradig arbeitsteiligen Gesellschaft aufbauen will, muss dafür im großen Stil Produktionsmittel aneignen. Solange das nicht passiert ist, geht es diesen Produktions-Alternativen ähnlich wie den Konsum-Alternativen: Sie bleiben widersprüchlich, ungenügend und zeigen auch nur bedingt auf, wie eine befreite Gesellschaft aussehen kann.“

Richtig ist sicherlich, dass ohne die Kontrolle über Produktionsmittel keine selbstorganisierte Produktion stattfinden kann. Das „Aneignen in großem Stile“ klingt mir aber zu sehr nach „den ganzen Laden übernehmen“. Rein auf der technischen Ebene befürchte ich, dass die Wahrscheinlichkeit groß ist, wenn ganze Produktionseinheiten übernommen werden, dass sich der Logik dieser unterworfen wird (oder Teile der Logik sich einschleichen), die auf der Instrumetalisierung der kreativen Macht beruht. Stichwort: Die Maschine gibt den Takt vor. Deshalb sympatisiere ich eher mit dem Gedanken, dass sich tausende Kleinprojekte als Keimzellen formieren um eine Gesellschaft zu schaffen, in der „es von losen, kreuz